

Moritz Senarclens de Grancy  
Sprachbilder des Unbewussten

Forschung Psychosozial

Moritz Senarclens de Grancy

# **Sprachbilder des Unbewussten**

**Die Rolle der Metaphorik bei Freud**

Psychosozial-Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der KÖHLER-STIFTUNG im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Diese Arbeit wurde 2014 zur Erlangung des akademischen Grades doctor philosophiae (Dr. phil.) im Fach »Kulturwissenschaft« an der Humboldt-Universität zu Berlin (Philosophische Fakultät III) unter dem Titel »>Das Band des Zusammenhangs< – Metaphorik und die Psychoanalyse Freuds« vorgelegt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe  
© 2015 Psychosozial-Verlag  
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen  
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19  
E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)  
[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Wassily Kandinsky: »Dominierende Kurve«, 1936

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Innenlayout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar  
[www.imaginary-world.de](http://www.imaginary-world.de)

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

Druck: PRINT GROUP Sp. z o. o., Stettin

ISBN 978-3-8379-2502-9

# Inhalt

<b>Danksagung</b>	9
<b>Vorwort</b>	11
<b>Einleitung</b>	13
Der verloren gegangene Zusammenhang und das rettende Wort	
Alles beruht auf Beziehungen – Metaphorik und Hysterieforschung	14
Die Entdeckung des hysterischen Narrativs – Freuds Ausgangslage	22
Fragestellung, Korpus und Methode	29
Freuds Werk zwischen Wissenschaft und Kunst –	
Zum Stand der Forschung	33
Status der Sprache und des Bildes – Der Zugriff der Metaphorik	38
Problemstellungen und die Epistemik von Bruch und Zusammenhang	41
<b>Metaphorik und Psychoanalyse</b>	49
Elemente des Metaphorischen	49
Metaphorik in der psychoanalytischen Klinik	87
<b>Freuds wissenschaftliche Prosa</b>	97
Erkennen und Erzählen bei Freud	98
Die psychoanalytische Übertragung	138
Mythos und Paranoia	148

<b>Sprachbilder, Vorbilder und Spiegelbilder</b>	167
Freuds Beziehung zu Charcot und Fließ	
La théorie c'est bon ...	167
Freuds Universalspezialist	175
<b>Metaphorizität in Freuds »Entwurf einer Psychologie«</b>	179
Freuds Darstellung einer naturwissenschaftlichen Psychologie	179
Elemente des Metaphorischen im »Entwurf«	187
Die »Messbarkeit« des Sprachgebrauchs durch die Metaphorik	200
<b>Differenz und Identität</b>	203
Freud und der Galilei'sche Einschnitt	205
Aliquis – Das vergessene Wort	211
Zugänge zum Text in der christlichen und jüdischen Religion	214
Theorie des Einzigen	225
<b>Ausblick</b>	233
<b>Literatur</b>	237

»[...] die Wahrheit, deren Mutter die Geschichte ist, Nebenbuhlerin der Zeit, Archiv aller Taten, Zeugin des Verflossenen, Vorbild und Anzeige des Gegenwärtigen, Hinweis auf das Künftige.«

*Miguel de Cervantes (1605/15), Don Quijote  
(zit. nach Arent Safir, 2009, S. 14)*



# Danksagung

Ich danke allen Freunden, Kolleginnen und Kollegen, die mich bei der Fahrt über diese See begleitet, gefördert und unterstützt haben, meinen Kolleginnen und Kollegen aus dem interdisziplinären Graduiertenkolleg am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität für den Heimathafen, Annette Bitsch, Holger Brohm, Caroline Neubaur und Ludwig Haesler für frische Brisen, Manfred Riepe für den Kompass, den Seminaren von Claus-Dieter Rath und Karl-Josef Pazzini in der Psychoanalytischen Bibliothek Berlin für Wellen und Wogen beim Nachdenken über Freud, Pavel Vorontsov für das passende Wässerchen, meinem Vater, dessen siebter Sinn mein Interesse für Metaphern weckte, meiner Frau Clarissa-Diana Wilke für die Glättung der Erstfassung sowie nicht zuletzt Christina Schmidt und ihren Kolleginnen und Kollegen vom Psychosozial-Verlag für die redaktionelle Navigation.

Ich danke außerdem der Lotte Köhler Stiftung für die Stipendierung dieser Arbeit und meinen beiden Professoren Hartmut Böhme und Lilli Gast für ihren fachlichen Beistand.



# Vorwort

Die Erfindung Freuds trägt die Analyse in ihrem Namen; gleichwohl zielt sie fortwährend auf Synthesen ab. Tatsächlich geht es in Freuds Texten überaus häufig um Verbindungen, Verknüpfungen, Bahnungen – um Zusammenhänge überhaupt. Auch in der psychoanalytischen Kur folgt auf die Zergliederung der Seele ihre Zusammensetzung (Freud, 1919a, S. 185). In *Studien über Hysterie* widmet sich Freud den in Vergessenheit geratenen Erinnerungszusammenhängen seiner Patienten (Freud, 1895d, S. 112, 167, 191, 272), aber auch jenen, unter denen er Verknüpfungen des Denkens – auch »falsche Verknüpfungen« – versteht (ebd., S. 121f.). Im Fall Emmy zum Beispiel verschwinden die hysterischen Krankheitssymptome, sobald die psychische Analyse »eingehendere Rechenschaft über den Zusammenhang der Phänomene« gibt (Freud, 1895d, S. 158). Freud geht von einem im Bewusstsein herrschenden »Assoziationszwang« (ebd., S. 122, Anm.) seiner hysterischen Patienten aus, die nicht über den ganzen Umfang ihres Wissens verfügen (ebd., S. 155) und sich in einem besonderen Seelenzustand befinden, »in dem das Band des Zusammenhangs nicht mehr alle Eindrücke oder Erinnerungen an solche umschlinge, in dem es einer Erinnerung möglich sei, ihren Affekt durch körperliche Phänomene zu äußern, ohne daß die Gruppe der anderen seelischen Vorgänge, das Ich, darum wisse oder hindernd eingreifen könne« (Freud, 1893f, S. 31). Das Phänomen der Hysterie erweist sich in dieser Sicht als ein Register des Wissens, das bereit liegt, dem Ich indes nicht zur Verfügung steht (vgl. Freud, 1895d, S. 290). Doch nicht nur die Phänomene der Hysterie sind rätselhaft und verworren, auch die »tägliche Erfahrung macht uns mit Einfällen bekannt, deren Herkunft wir nicht kennen«, die »zusammenhanglos und unverständlich« sind und sich erst in einen »aufzeigbaren Zusammenhang« einordnen, wenn wir die »unbewussten Akte interpolieren« (Freud, 1915e, S. 265).

Gewiss geht es in der wissenschaftlichen Forschung *eo ipso* darum, Zusammenhänge herzustellen; Freuds Originalität besteht jedoch darin, den Fluchtpunkt der Suche nach Zusammenhängen ins Unbewusste verlegt zu haben. Das »Band des Zusammenhangs« ist bei Freud das *Band des Unbewussten*. Dieses Unbewusste, von dem uns Freud zu Lebzeiten keine abschließende Definition vorlegen wollte, lässt sich allerdings weder vermessen noch unter dem Mikroskop sezieren; von seiner Existenz existieren nur mittelbare Belege in Gestalt von Träumen, Versprechern, Witzen, Einfällen oder den Symptomen der Hysterie.

Wendet man sich unterdessen der Frage zu, wie Freud seine Kontextualisierungsbemühungen ausführt, sieht man ihn vielerorts als Schriftsteller am Werk, den es etwa wie in *Studien über Hysterie* selbst noch eigentümlich berührt, dass die Krankengeschichten, die er schreibt, »wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren« (Freud, 1895d, S. 227). Das verborgene Wissen der Hysteriker findet in Freuds Darstellungen zu einem neurosenpoetischen Ausdruck, dessen literarische Formen davon zeugen, wie mit sprachlichen Mitteln erkenntnisgenerierende Prozesse gestaltet werden können. Für das Verknüpfen von Vorstellungen kennt die Rhetorik unterdessen seit jeher eine klassische Figur – die Metapher. Metaphorisches Sprechen verschiebt die Aufmerksamkeit längs der durch Gleichzeitigkeit oder Ähnlichkeit verbundenen Objektvorstellungen. Es ermöglicht eine Distanzierung vom Sicher-Gewussten des Begrifflichen, verführt jedoch auch zum naiven Glauben daran, die Welt komplett zu repräsentieren mittels der Totalität eines abbildenden Zeichensystems.

# **Einleitung**

## **Der verloren gegangene Zusammenhang und das rettende Wort**

Hölderlin sagt: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.« In Freuds neurologischer Praxis kommt das Rettende im Gewand der Sprache daher. Eine Erzählung, ein Satz, ein einziges Wort kann bewirken, das Subjekt aus seiner seelischen Bedrängtheit zu befreien. Im Mitteilen einer Geschichte erschließt sich ein Zusammenhang, welchen herzustellen Scham und Widerstand beharrlich verhinderten; im Erzählvorgang befreit sich das Denken von den Einschränkungen eines Denkverbots; ein Satz vertreibt die Nebelwolken, in denen nichts notwendigerweise begrenzt ist; ein Wort benennt eine quälende Phantasie und hebt eine Denkhemmung auf. Über den Wirklichkeitsbezug dieses Denkens ist damit allerdings noch nichts gesagt.

In Freuds Praxis kommt dem Erzählen der Patienten von Anbeginn Bedeutung zu – und zwar in mehrfacher Hinsicht. Zum einen beginnen die Patienten selbst mit den Mitteilungen; zum anderen lässt Freud sie gewähren, hört ihnen zu und eröffnet ihnen einen Raum des freien Sprechens. So entgeht ihm nicht der sich von Fall zu Fall abzeichnende Zusammenhang zwischen somatischer Sexualerregung und einer Schwäche in der psychischen Bewältigung dieser Erregungen. Das Erzählen der Patienten eröffnet Freud den Zusammenhang zwischen Vita und Symptom, überdies hat es immer auch theoretische Bedeutung; Freud arbeitet mit den Mitteilungen seiner Patienten weiter, schreibt sie fort zu Krankenerzählungen und rückt auf diese Weise der Lösung des Hysterierätsels Geschichte um Geschichte näher. Allerdings ist dieser Zugang zum Wissen für den *Wissenschaftler* Freud von Beginn an mit der Frage verbunden, was seine Wissenschaft eigentlich sei.

In den *Studien über Hysterie* (1895) gibt er den Hinweis, dass psychische Realität zur Übertragung von Wünschen und Ängsten auf Personen oder Sach-

verhalte tendiere. So gebe es ein »Bedürfnis, psychische Phänomene, deren man sich bewußt wird, in kausale Verknüpfung mit anderem Bewußtsein zu bringen. Wo sich die wirkliche Verursachung der Wahrnehmung des Bewußtseins entzieht, versucht man unbedenklich eine andere Verknüpfung, an die man selbst glaubt, obwohl sie falsch ist. Es ist klar, daß eine vorhandene Spaltung des Bewußtseinsinhaltes solchen ,>falschen Verknüpfungen< den größten Vorschub leisten muß« (Freud, 1895d, S. 121). Für die objektive Richtigkeit der gedanklichen Verknüpfungen seiner Patienten lässt sich also nicht garantieren, glaubt doch zumindest ein Teil des Subjekts immer an die Wahrheit des eigenen Gedankens. Denken entpuppt sich Freud als Projektionsleistung: *Im Anderen sehen, was er nie war.*<sup>1</sup>

Freuds Festlegungen stellen das kausale Denken infrage und machen zugleich neugierig auf die Genese jener Theorien und Konzepte, die er uns brachte. Denn wenn Freuds theoretische Entwicklung hin zur Psychoanalyse nicht unwesentlich von gedanklichen Verknüpfungen geleitet wurde, wie er sie bei seinen Patienten beobachtete und nachvollzog, stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis sein eigener Pragmatismus zu wissenschaftlichen Anforderungen an Wahrheit und Kohärenz steht. Welchem Mechanismus, welchem Wirklichkeitsbegriff, welcher Vorstellung von Freiheit und Vernunft folgen die Denkfiguren eines Forschers, der dem Bewusstsein eine Spaltung attestiert? Wie gelingt es Freud, im Erzählen seiner Patienten einen Prozess anzuregen, der erst im Zusteuer auf einen Bruch Bedeutungen bringt? Worin liegt das erkenntnisgenerierende Spezifikum der Psychoanalyse Freuds mit Blick auf das Erzählen?

## **Alles beruht auf Beziehungen – Metaphorik und Hysterieforschung**

Will man eine thematische Kategorisierung der Krankengeschichten aus den *Studien über Hysterie* versuchen, fällt auf, dass dort insbesondere auf sprachliche und visuelle Aspekte abgehoben wird. So fragt Freud nach dem Druck auf die Stirn: »Was haben Sie gesehen?« Als Auslöser der Hysterie geht er von einer »Unverträglichkeit im Vorstellungsleben« aus, während seine Therapie darin besteht, »diese Bilder wegzuwischen«. Bereits in der ersten Krankengeschichte gewinnt andererseits »das Aussprechen vor der Massage immer mehr an Bedeutung«, während die an einer Beinlähmung leidende Elisabeth ihre Ohnmacht, die Ge-

---

<sup>1</sup> Frei nach Johann Wolfgang von Goethes Gedicht an Charlotte von Stein (1776), *Warum gabst du uns die tiefen Blicke* (Hervorh. M. S.G.).

gebenheiten zu verändern, die sie daran hindern, von der Stelle zu kommen, am eigenen Körper szenisch veranschaulicht (Freud, 1895d, S. 269, 270, 105, 118, 244).<sup>2</sup> Die *Studien* lesen sich wie die Reflexion über das Verhältnis von Sprache und Vorstellung – ein Zusammenhang, der auch im Bereich der Metaphorik aufgegriffen wird, sofern man es bei der Metapher strukturell eben auch mit einer besonderen Verbindung von Sprachgebrauch und Phantasie zu tun hat. In die Reihe dieser Reflexion gehört auch ein Gedanke, den Freud um 1895 mit Blick auf den Schlafcharakter des Traums äußert: »[M]an schließt die Augen und haluziniert, öffnet sie und denkt in Worten« (Freud, 1950c, S. 434). Mit anderen Worten enthüllt das Visuelle bei Freud erst durch seine Zugehörigkeit zur Rede einen Sinn. Freuds Magnum Opus, *Die Traumdeutung* (1900), handelt ganz wesentlich von der Korrespondenz zwischen Rede und Traumbild. Der Genfer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure wird etwas später feststellen, dass bei einem Sprachzustand alles auf Beziehungen beruhe, und zwar auf Beziehungen, deren Bestandteile psychisch – durch das »Band der Assoziation« (Saussure, 1916, S. 77) – verknüpft sind. Saussure zufolge vereinigt das sprachliche Zeichen in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild. Letzteres sei keineswegs der tatsächliche Laut, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes (ebd.). In Freuds Praxis wird indessen greifbar, was es heißt, wenn das Band der Assoziation gerissen ist, wenn zum Beispiel eine peinliche Vorstellung dem Subjekt selbst unbewusst und als abgesonderte Vorstellung weiterbesteht (Freud, 1892/93a, S. 10).

Der Typus der Hysterikerin, deren von Freud zu Krankengeschichten *umgeschriebene* Mitteilungen neben dem »Entwurf einer Psychologie« den Hauptgegenstand dieses Buches bilden, erscheint mit Blick auf das Aristotelische Gleichnis wie ein Höhlenmensch, der nicht weiß, dass er in finsterer Abgeschiedenheit zu einem Teil seiner selbst lebt. Sein symptomatisches Leiden an Tics, verzerrten Mienen, Lähmungen, sein Verlust der Herrschaft über Laute und Worte, das unwillkürliche Hervorstößen bestimmter Töne oder Schimpfwörter, seine sonstigen symptomatischen Äußerungen offenbaren und verbergen gleichermaßen seine Lichtferne, sein getrübtes Verhältnis zum Wissen von sich selbst. Sicher haben Menschen Geheimnisse, die wir, wie Freud einräumt, »alle kennen, und deren Kenntnis wir stets voreinander zu verbergen streben« (Freud, 1892/93a, S. 17). Die spezifische Situation des Hysterikers ist jedoch vom besonderen Tat-

---

**2** Man kann diese Beispiele um weitere ergänzen, bezieht man die Krankengeschichte »Frau Cäcilie M ...« mit ein, die Freud gegen Ende der Epikrise zum Fall Elisabeth schildert (vgl. Freud, 1895d, S. 245–251).

bestand gekennzeichnet, von der Existenz seiner Geheimnisse selbst nichts zu wissen. Was in ihm vorgeht, ist ihm selbst am allerwenigsten bewusst; und sich über sich selbst und seine Verhältnisse ein Wissen zu verschaffen, erweist sich für ihn als ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch erwächst Rettung allein aus diesem Wissen und dem Begehr, es in Erfahrung zu bringen. Blumenberg (1960) erinnert daran, dass jede Höhle einen Ausgang besitzt, nicht zuletzt aus dem Grund, weil das »Leben nicht bleiben kann, wie und wo es ist«, denn es »verzehrt die Bedingungen seiner Möglichkeit«, nähert sich stetig erneut dem Abgrund an und gewinnt hieraus erst seine Daseinsform (Blumenberg, 1960b, S. 64). Was in der Lage des Hysterikers als legitimer Versuch zu beglückwünschen wäre, aus der Finsternis herauszufinden, gerät diesem jedoch zur ständigen Eskapade, sofern er oder sie das hysterische Symptom ein ums andere Mal paraphrasiert und reinszeniert. Anstatt sich bewusst zu machen, dass es für seine ungewussten Vorstellungen einen *Begleittext* gibt, der allerdings ausgesprochen werden muss, um Wirkung zu zeitigen. Diese besondere Neigung der Hysterie zur Dissoziation des Bewusstseins hebt Freud bereits 1892 hervor, dementsprechend »die peinliche Kontrastvorstellung [...] außer Assoziation mit dem Vorsatz gebracht wird und, oft dem Kranken selbst unbewußt, als abgesonderte Vorstellung weiterbesteht« (Freud, 1892/93a, S. 10).

Anders als die bühnenreifen Darbietungen Hysterischer in Charcots Kabinett an der Salpêtrière in Paris suchen jene Frauen, die in den 1890er Jahren den Weg in Freuds Praxis finden, den Ausgang aus ihren Höhlenexistenzen unter Verwendung der Sprache. In dem Wiener Neurologen einen aufmerksamen und geduldigen Zuhörer vorfindend, beginnen sie, von sich zu erzählen, und Freud ist imstande zu begreifen, dass diese Form der Aussprache Bedeutungen hat, die weit über das Wortwörtliche hinausweisen. Die Geschichten der Patienten, wie auch deren sonstige Formen symbolischer Selbstauskünfte, liefern das Material (häufig erst unter dem Druck ihres insistierenden Arztes), welches Aufklärung über ihre Symptomatik und ihre Existenz im Ganzen ermöglichen soll, sobald das »Band des Zusammenhangs« – hier als Chiffre des Unbewussten – zum Greifen nah erscheint. Diese Zusammenhänge verbergen sich in den Erinnerungen oder den Träumen, die ein in Erzählungen transformiertes Wissen übertragen, welches dem Hysteriker (nicht nur ihm) selbst nicht bewusst ist. Ungeachtet dessen beeinflusst dieses nicht-bewusste Wissen Befinden, Handeln und Beziehungen des Einzelnen zu seinen Mitmenschen in jedem Moment. Unerreichbar für den Verstand ist hier, was dem Verstand doch jederzeit zugänglich sein sollte: das Wissen von sich selbst, der erinnernde Zugriff auf die eigene Vergangenheit, die *Ungebundenheit des Denkens* an sich.

Zugleich jedoch enthalten die Patientenmitteilungen, wie Freud unter Aufgabe der Hypnose als auch seiner ominösen Drucktechnik erkennt, das Versprechen der Freiheit. Um aus der Dunkelheit des Nicht-wissen-Könnens herauszufinden, musste allerdings erst ein Weg gefunden werden, mit den Symptomen umzugehen: Lähmungen, Sprachstörungen, Halluzinationen, Träume, Alltagsbegebenheiten – Symptome, denen gemeinsam ist, dass sie erst mitgeteilt und in sprachliche Formen gebracht werden müssen, um in den Wirkungsradius von Freuds analytischer Methode zu gelangen. Zugleich stellte sich heraus, dass der Strom der Worte stocken und die Sprache als Quell der Mitteilungen versiegen kann, bzw. dass eine Neigung zum Widerstand dazu führt, dass die Erfüllung der Hoffnung auf sich warten lässt, es möge doch einen Zusammenhang geben, der es erlaubt, die Situation eines Patienten aus einem *einzigem* Blickwinkel zu erfassen.

Und tatsächlich macht der Leser der Krankengeschichten Freuds die Erfahrung, dass sie eine besondere Fähigkeit ihres Autors offenbaren, auf ungewohnte Weise Verbindungen herzustellen. Häufig sind es erstaunlich banale Szenen, die Freud schildert und die bei näherem Hinsehen dann doch eine Bedeutungsstruktur ent bergen, während ungeachtet dessen Freud selbst einen Erkenntnisprozess hin zu einem Verständnis solcher Bedeutungsverfahren erst selbst noch durchläuft. Einmal beobachtet Freud zum Beispiel, wie eine Patientin erschrickt, weil sie »das jedesmalige Mitterscheinen des Hausarztes unangenehm berühre« (Freud, 1895d, S. 106). Ein nebен sächlicher Vorgang, doch Freud ermittelt, dass sich ihr Schreck nicht auf die Person jenes Arztes bezieht, sondern von einem anderen Anlass auf diesen verschoben worden sein musste, von dem sie selbst nichts mehr weiß. Während er noch über eine Erklärung für die sonderbare Schreckbereitschaft nachdenkt, suggeriert er seiner Patientin, sie möge den Hausarzt nicht fürchten, und versetzt sie vom Mittelpunkt ihrer solipsistischen Wahrnehmung an den Rand des Wahrnehmungsgeschehens – eine psychologische Variante der kopernikanischen Lösung, auf welche Freuds analytische Arbeit nicht selten hinausläuft.<sup>3</sup> Zugleich jedoch, und das ist gewissermaßen das Merkmal der Freud'schen Zeichenlehre, lässt er die Frage nicht aus dem Blick, warum sich die Patientin nur derart verhalten konnte *und nicht anders*.

Weil es in Freuds Krankengeschichten ganz wesentlich um die Verknüpfung von Zusammenhängen geht, liegt es nah, mittels einer ungewöhnlichen Forschungs-

---

**3** Freuds therapeutische Vorgehensweise bestand zu diesem Zeitpunkt noch nicht aus jener analytischen Methode, wie er sie zehn Jahre darauf einsetzen wird. Zu diesem Zeitpunkt erscheint seine Technik sogar konträr zum analytischen Ziel, Bewusstseinsarbeit am Subjekt zu leisten, sofern sich Freud im Somnambulismus bemüht, Emmys teils unbewusste Erinnerungen und Gedanken durch Suggestion auszulöschen oder zu verwischen (vgl. Freud, 1895d, S. 107, 111f.).

anordnung die Besonderheiten der semiotischen Verknüpfungstechnik Freuds am bzw. mithilfe des Metaphorischen sichtbar zu machen. Eine *Metaphorik der Psychoanalyse* möchte sich über Psychoanalyse unter Einwirkung von Metapherntheorien neue Erkenntnisse verschaffen. Da es mithin nicht um eine weitere Theorie der Metapher geht, sondern um eine Anwendung von metaphorischen Strukturen und Funktionen, kann Untersuchungsobjekt nicht allein eine Auswahl von Texten sein, sondern jene sich in diesen Texten manifestierenden Denkfiguren Freuds.

Die Psychoanalyse Freuds, im Wien um 1900 mit der Veröffentlichung der *Traumdeutung* aus der Taufe gehoben, stellt eine wissenschaftliche Neugründung dar, welche sich durch einen neuartigen Erkenntniszug auszeichnet, dessen epistemischer Charakter auf den ersten Blick weit auseinanderliegende Beobachtungen und Überlegungen in Theorien zusammenzuführen imstande ist. Damit ist bereits jenes Kriterium angesprochen, das metaphortheoretisch unter dem Stichwort der »ingeniösen Metapher« kursiert, die Harald Weinrich unter Verweis auf Cicero und Aristoteles aufruft, um eben jene intellektuelle Fähigkeit hervorzuheben, die entfernte Dinge zusammenzudenken imstande ist (Weinrich, 1963, S. 317). Doch nicht allein in diesem Merkmal verbinden Metaphern und Psychoanalyse eine spezifische Artverwandtschaft.

Ein Theorievergleich allein würde indessen allenfalls metatheoretische Aussagen erbringen und überdies riskieren, das Erklärungspotential der jeweiligen Theorien zu verwässern. Allerdings hat Freud bereits in der *Traumdeutung* den Terminus der Verweisung, dem auch die Metapher ihren Namen verdankt, eingeführt: Es sei »die Tatsache der Übertragung, welche für so viele auffällige Vorfälle im Seelenleben« (Freud, 1900a, S. 568) die Aufklärung bereithalte. Und schließlich ergab sich mit dem »Fall Dora« (1901) just in der *Übertragung* als psychodynamisches Phänomen neben dem Widerstand der für die Psychoanalyse wichtigste epistemische Impuls.

Nur selten wird zudem hervorgehoben, dass Metapher und Psychoanalyse die Parallele eint, höchst eigensinnige Sondersprachen zu Gehör zu bringen. Freud nennt die Sprache des Traums und des Symptoms und lässt uns wissen, dass das Unbewusste mehrere Dialekte spricht (Freud, 1933a, S. 107).<sup>4</sup> Die Metapher wiederum riskiert durch ihre Widersinnigkeit den *logischen* Zusammenbruch der Rede, vermeidet jedoch die Auflösung auf der *grammatischen* Ebene – das Funktionieren der Sprache bleibt ungestört. Die Sondersprachen, mit denen Psychoanalyse und Metaphorik zu tun haben, bilden auf jeweils eigene Art sprachliche Verbindungsstellen, und die entscheidende Frage ist natürlich,

---

**4** Im »Rattenmann« betrachtet Freud die Zwangsneurose als einen »Dialekt der hysterischen Sprache« (Freud, 1909d, S. 382).

was man an diesen Stellen vorfindet. Insofern erscheint die Auseinandersetzung mit der Metapher auch und gerade für die *psychoanalytische Erkenntnislehre* ein höchst aussichtsreiches Unterfangen, das in der Forschung bis dato nicht umfassend genug angegangen wurde. Während die Forschung »Metaphern in Freuds Theorien« (Flader, 2000), im »psychoanalytischen Dialog« (Buchholz, 1998a) untersucht oder die »Metaphern des Analytikers« (Carveth, 1993) als auch in der Psychoanalytischen Theoriebildung (Wurmser, 1983) thematisiert, stellen andere Autoren Überlegungen zu epistemischen Parallelen von Psychoanalyse und Metapher an (Lacan, 1957; Strowick, 2001; Riepe, 2014).

Die von zahlreichen Autoren, aber auch von Freud selbst eingestandene formelle Nähe zum Literarischen birgt überdies die Chance, im Gegenlicht eines literarischen Sprachverständnisses Aufschluss über Freuds Erkenntnisverfahren zu gewinnen, deren Neuartigkeit darin bestand, als Verfasser romanhafter Prosa zugleich Wissenschaft im besten Sinne betrieben zu haben. Unterdessen wird im Unterschied zu früheren Autoren die Absicht nicht weiterverfolgt, Freud als Dichter oder Romancier zu würdigen. Freud war zweifelsfrei auch Schriftsteller (Flader, 2000; Thonack, 1997; Mahony, 1982; Schönau, 1968; Muschg, 1956); neben dem schreibästhetischen Aspekt interessiert uns hier jedoch vielmehr Freuds Geschick, der Kunst des literarischen Schreibens einige epistemisch wirksame Kniffe und Paradigmen<sup>5</sup> abzugucken. Nicht zuletzt erscheint es vielversprechend, sich mit Blick auf das Erkenntnisgenerierende in Freuds Prosa auch über *Poetik* Gedanken zu machen – über epistemische Figuren des literarischen Denkens, wie sie insbesondere im seit den 1990er Jahren entwickelten Konzept der *Wissenspoetik* thematisiert werden. Der Vorteil eines wissenspoetologischen Zugangs, wie ihn insbesondere Joseph Vogl entwickelt hat, liegt in seinem »schwach determinierten Wissensbegriff« (Vogl, 2011, S. 51ff.), der den Untersuchungsgegenstand, das neuropoetologische Wissen der Patienten Freuds, in seinem wissenshistorischen Kontext beläßt und diesen als Quelle des Wissens möglichst frei sprudeln lässt. Freuds *Studien* dokumentieren seine wachsende Zurückhaltung in seiner Funktion als behandelnder Arzt, der die Anerkennung der Geschichtlichkeit der Entstehung hysterischer Symptome zugrunde liegt. Indem sich Freud aus der Mitte der Erkenntnissuche herausnimmt und seine Patienten sprechen lässt (Freud, 1895d, S. 116, 168), vollzieht er seine ureigene kopernikanische Wende in Richtung auf eine neuartige Epistemik. Dieser geht zumal auch ein gleichsam umgekehrter Galilei'scher Erkenntniseinschnitt voraus, sofern Freud ge-

---

5 Jean Starobinski nennt Narzissmus, Sadismus, Masochismus und den Ödipuskomplex als literarische Paradigmen, die im psychoanalytischen Vokabular genutzt werden (Starobinski, 1970, S. 92).

rade in Abkehr von der naturwissenschaftlich messenden Methode nicht nur die symbolische Qualität des Wissens der Hysteriker anerkennt, sondern auch dessen prinzipielle Unverfügbarkeit in sein wissenspoetologisches Konzept einbezieht.

Ungeachtet dessen weist Freuds eigene Skepsis in Anbetracht des Stils seiner Krankengeschichten auf die Schwierigkeiten hin, die sich ihm bei der Suche nach einer geeigneten Form für seine Beobachtungen und Gedanken im Rahmen seiner ärztlichen Tätigkeit stellten. Es liegt nahe, diese Schwierigkeiten als Folge der Notwendigkeit aufzufassen, die formalistischen Grenzen der Medizin und der Neurologie und ihrer spezifischen Ausdrucksweisen hinter sich zu lassen, um das Material, die Patientenmitteilungen mit ihren Paradoxien und Problemen, erkenntnistheoretisch zu verwerten. Freuds Unbehagen an der literarischen Anmutung seiner Krankengeschichten scheint sofern von den äußeren Faktoren beeinflusst, röhrt das Novellenartige doch von der Art und Qualität des Materials her, mit dem er es zu tun hat und auf das sich einzulassen er bereit ist. Andererseits ist es gewiss auch Freuds sprachlicher Begabung zuzuschreiben, dass er besonders anschauliche Ausdrucksformen für dieses Material fand. Doch was heißt das: besonders anschauliche Ausdrucksformen? Literarischer Anspruch? Eine bestimmte narrative Funktionalität vergleichbar mit jener des Apparats, an dem sich Freud im »Entwurf« orientiert? Muschg zufolge findet man in Freuds *Studien* »die Spur einer ungewöhnlichen Gabe, Gedankliches sinnlich faßbar wiederzugeben. Das Mittel dazu ist die Metapher, die bildliche Ausdrucksweise« (Muschg, 1956, S. 18).

Damit ist ein zentraler Hinweis gegeben, um zu beantworten, welche Figur am ehesten Aufschluss über das Band des Unbewussten geben könnte, welches Freud knüpft. Hätte das Unbewusste eine Rückseite, fände man dort ja nicht nur die Metapher, sondern auch die Metonymie und überhaupt alle Tropen und Stilfiguren (Lacan, 1957, S. 47). Was die Metapher angeht, gilt sie traditionell als rhetorische Figur, deren Überzeugungskraft auf geschickt gewählten, jedoch nicht unbedingt logisch erscheinenden Vergleichen beruht. Bereits bei Aristoteles ist zu lesen, dass das Funktionieren von Metaphern mit dem Erfassen von Ähnlichkeiten durch Intuition zu tun hat (Aristoteles, zit. nach Wheelwright, 1960, S. 112). Demnach gibt es eine Art von Ähnlichkeitswahrnehmung, die intuitiv empfunden wird und zur plötzlichen Erfassung eines Zusammenhangs führen kann. Es geht also um ein gleichsam intuitives Erfassen von Sachverhalten, welches sich doch eines bestimmten Vorwissens verdankt. Die Metapher erweist sich dadurch – wie die Hysterie – als ein Register des Wissens, dessen epistemischer Nutzen darin liegt, Sachverhalte und Vorstellungen aufeinander beziehen zu können.

Unsere Kernfrage lautet daher: Welcher Wissenspoetik folgt Freud in den Krankengeschichten? Es geht also um das Metaphorische als ein Strukturelement

der Psychoanalyse Freuds – verstanden als sprachstrukturelles Moment eines erkenntnistheoretischen Prozesses, der in wissenschaftliches Wissen einmündet. Dies wird umso verständlicher, als die Metapher keineswegs nur verbindet, sondern auch trennt, weshalb der *Bruch mit dem Kontext der Rede* als das maßgebende Kriterium des Metaphorischen angesehen werden kann. Der Kontext stellt den Zustand einer Zusammenghörigkeit dar. Alternativ ließe sich vom Kontext als einer ungestörten Kohärenzbildung sprechen, was auch heißt, dass Kontexte die Beziehungen ihrer Teile zum Ganzen nicht infrage stellen. Dies gilt umso mehr für Blumenbergs »absolute Metaphern«, welche dadurch gekennzeichnet sind, dass sich ihre »Übertragungen« nicht durch Begrifflichkeiten »in die Logizität zurückholen« lassen (Blumenberg, 1960a, S. 10f.). Wenn sich nun aber auch Metaphern auf unmerkliche Weise in den Kontext einfügen und durchaus in der Lage sind, als verfremdender Anteil am Ganzen des Sprechens *unbemerkt* »im Hintergrund« (ebd., S. 114) zu bleiben, stellt sich die Frage, wie sich erkennen lässt, dass es epistemische Brüche überhaupt gibt. Freuds Schilderung eines Gesprächs während einer Zugreise in *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (1901) gibt zum Ende der Untersuchung hin Anlass, dieser Frage an einem exquisiten Stück Freud'scher Erzählkunst auf den Grund zu gehen. Daran wird auch zu beobachten sein, wie feinsinnig und bisweilen auch durchtrieben die Wahrnehmung sein muss, um subtilere Einschnitte im Kontextgeschehen einer Rede zu bemerken.

Wenn nun das kennzeichnende Merkmal des metaphorischen Sprachgebrauchs der Bruch mit dem Kontext ist, kann die Psychoanalyse eventuell Antwort auf die Frage nach der Funktion von Brüchen geben. In den Theorien zur Metapher ist ja bislang unberücksichtigt geblieben, dass das Merkmal des Kontextbruchs für eine Art von Einschnitt steht, welcher theoretische Anschlussfähigkeit an das psychoanalytische Spaltungskonzept hätte. Bei der Spaltung geht es aus analytischer Sicht<sup>6</sup> um eine psychische Funktionsleistung, die Freud zu-

---

6 Der Spaltungsbegriff, der hier denen von Bruch und Einschnitt zur Seite gestellt wird, hat in Freuds Theorieentwicklung eine lange Geschichte: In den frühen Schriften taucht er erstmals 1894 zur Bezeichnung hypnoider, vom Bewusstsein abgespaltener Zustände auf. Um 1915 entwickelt Freud die Verdrängungstheorie weiter, die eine »Sonderung von bewußter und unbewußter Seelentätigkeit« klassifiziert und diesen Separierungs vorgang als eine zielgerichtet und sinnvolle Ich-Leistung zur Abweisung und Fernhaltung vom Bewussten versteht (vgl. Freud, 1915d, S. 250). Mit der Einführung des Strukturmodells lokalisiert Freud die Spaltung im Ich selbst und legt am Beispiel des Fetischismus dar, wie das Ich eine wahrgenommene Tatsache, die Penislosigkeit der Frau, als Folge des Kastrationskomplexes nicht anerkennt und verleugnet, sodass das gespaltene Konflikt-Ich fortan mit zwei einander widersprechenden Vorstellungen, einer wunschgerechten und einer realitätsgerechten, lebt (vgl. Freud, 1927e, S. 316f.).

nächst als Abwehrmaßnahme beim Fetischisten untersucht hat; inzwischen wird von der Spaltungsneigung der menschlichen Psyche auch angenommen, dass sie eine essentielle Notwendigkeit zur Entwicklung des reflektierenden Denkens sowie der Realitätsprüfung darstellt, insofern sich darin bereits das Neugeborene als einen Anderen im Spiegel der Mutter wahrzunehmen beginnt und sich nach und nach darin zu erkennen lernt (vgl. Bohleber, 1992, S. 356). Die Identitätsbildung vollzieht sich nach dieser Auffassung an der Kontaktfläche von Mutter und Kind, die – da es sich letztlich um zwei Individuen handelt – immer wieder aufgebrochen und zusammengefügt wird, was die Annahme nahelegt, diese Kontaktfläche als jenen Ort zu erkennen, wo menschliche Entwicklung ihren Ausgangspunkt nimmt. Insofern steckt auch im metaphorischen Sprechen ein Abänderungs- und Entwicklungstypus, der dem alten Sprachcode neue Bedeutungen durch Brüche und Spaltungen abgewinnt und hinzufügt.

Die diversen Perspektiven auf Freuds Werk, die sich anhand des Metapherndiskurses in einem neuen Licht darstellen lassen, rücken ins Blickfeld, dass die Metapher nicht nur als etwas Transitorisches fungieren kann, sondern als die epistemische Form selbst. Das Metaphorische würde somit zum Stellvertreterbegriff für einen epistemischen Prozess im Feld von Sprache und Sprechen, Bild und Abbild, Trauma und Trieb, Geschichte und Struktur. Dies schließt zumal nicht aus, auch die Erzählformen des Mythos in die Untersuchung einzubinden, um die Epistemik sprachstilistischer Verknüpfungs- und Umschriftfunktionen weiter zu formalisieren.

## **Die Entdeckung des hysterischen Narrativs – Freuds Ausgangslage**

Freuds Interesse an der Hysterie hatte nicht von Anfang an bestanden. Als Student am Physiologischen Institut der Wiener Universität galt seine Aufmerksamkeit der Biologie, und erst einem Rat seines Lehrers, des Institutsleiters Ernst von Brücke, nachgebend, wechselte er in die Klinik, wandte sich, angeregt durch Theodor Meynert, der Neurologie zu und erwarb im Frühling 1885, 29-jährig, die Privatdozentur für Neuropathologie. Der Aufenthalt an Charcots Salpêtrière fand vom Herbst 1885 bis Ende Februar 1886 statt und war ursprünglich einer »weitergehenden Untersuchung der sekundären Atrophien und Degenerationen nach infantilen Gehirnaffektionen« (Tögel, 1994, S. 76) gewidmet. Charcots Arbeit am Phänomen der Hysterie zog indessen Freuds Interesse auf sich und wurde ihm schon bald wichtiger als die hirnpathologischen Forschungen, als er ahn-

te, dass Breuers kathartische Methode, Obersteiners hypnotische Behandlungen und Charcots Theorie für ihn Ausgangspunkte eigener kreativer Anstrengungen sein könnten (ebd.).

Die ursächlichen Faktoren der Hysterie ließen sich allerdings weder unter dem Mikroskop noch in Laborexperimenten visualisieren, geschweige denn falsifizieren.<sup>7</sup> Die Hypnose hatte für Freud zunächst die Bedeutung, einen »Experimentalismus ohne Labor« (Mayer, 2002, S. 221ff.) konzeptualisieren zu können, was bekanntlich bald schon daran scheiterte, dass sich keinesfalls alle Patienten gleich gut unter Hypnose behandeln ließen. Es mussten neue Wege gefunden werden, um etwa Erklärungen dafür zu finden, weshalb die körperlichen Symptome von Hysterikern so offensichtlich den Regeln der Anatomie, das heißt der Verteilung und Überkreuzungen der Nervenbahnen, widersprachen (Freud, 1893c, S. 50f.). Allgemein galt für die Hysterie jedoch, was für alle psychische Phänomene gilt: Die auf Apparaturen basierende experimentalwissenschaftliche Ausrichtung der Naturwissenschaften kannte für diese Fälle keine technischen Untersuchungsinstrumente, während in der Psychologie allgemein angenommen wurde, dass das Seelische mit dem Bewussten gleichzusetzen sei (vgl. Freud, 1923b, S. 239).

Beginnend mit der Hinwendung zur Hysterie führt Freuds theoretisch-praktische Erkenntnisbewegung zu einem Bruch mit den technischen Forschungswerkzeugen des Labors, um sich der Sprache zuzuwenden. Bereits Freuds und Breuers gemeinsamer Kommentar in der *Vorläufigen Mitteilung* (1892) stellt diesen Aspekt heraus: »Wir fanden nämlich [...], daß die Symptome [...] verschwanden, [...] wenn der Kranke dem Affekt Worte gab« (Freud, 1895d, S. 85). Im kathartischen Ansatz, der »die Wirksamkeit der ursprünglich nicht abreagierten Vorstellung dadurch aufhebt, daß sie dem eingeklemmten Affekt derselben den Ablauf durch die Rede gestattet«, wird der »kausale Zusammenhang des veranlassenden psychischen Traumas mit dem hysterischen Phänomen« (ebd.) derweil noch nicht als unbewusster Vorgang deklariert. Bevor also Freud den Gegenstand der Psychoanalyse, das Unbewusste, initialisiert, findet die psychische Therapie bereits auf der Grundlage eines Gesprächs statt. Scharfenberg hat die »partnerschaftliche Gegenseitigkeit« dieses Gesprächs betont, mit dem Freud dem »immanenteren Zug der Sprache selbst« gefolgt sei, »die es nicht zulasse, den

---

7 Auch die Photographie, wie wiederum Georges Didi-Huberman (1997) herausstellt, mag einen medialen Einfluss auf Charcots Hysterieforschung ausgeübt haben, jedoch muss hierbei differenziert werden, dass Charcots Umgang mit Hysterikerinnen ein anderer war als jener Freuds, bei dem die *Patientenmitteilungen* zum Angriffspunkt der Hysterieforschung werden.

Patienten lediglich als Objekt der Beeinflussung zu verstehen« (Scharfenberg, 1968, S. 40).

Der Umstand, dass es in Freuds Fall bei der Erfassung der Wirklichkeit seiner Patienten nicht blieb, sondern ganz wesentlich eigenschöpferische Kräfte hinzutraten, bildet das eigentliche Material dieser Untersuchung. Freuds Sprachkunst (Schönau, 1968, S. 265) steht außer Zweifel, während weithin offen ist, wie der Wortzauber zu »Gesetzgebung« (Muschg, 1956, S. 25) wird.

Freud war mit Blick auf die Hysterie keineswegs schnell mit der Annahme eines unbewussten Seelenzustandes. Gemeinsam mit Breuer bemühte er sich zunächst um eine Antwort auf die Frage, wie die Abspaltung von Vorstellungsgруппen bei sonst freien, das heißt normalen Menschen, zum Beispiel im Zustand des Tagträumens, theoretisch zu fassen sei. Die beiden Autoren bezeichnen diese Zustände als hypnoid, weil sie denen unter Hypnose vergleichbar sind und sie beobachtet hatten, dass sich in diesen Zuständen jene pathologischen Assoziationen zeigten, unter denen die Patienten im Verlauf eines hysterischen Anfalles litten (vgl. Freud, 1895d, S. 91f.). Die Wiener Neurologen bezogen sich auf ihre französischen Kollegen Binet und Janet, sofern auch diese als Grundbedingung der hysterischen Neurose eine Bewusstseinsspaltung annahmen, worunter jene allerdings eine dissoziative Spaltung des Bewusstseins in normale und abnormale Bewusstseinszustände verstanden (ebd.). Damit ist nicht die Behauptung eines psychischen Unbewussten vollzogen, denn die Autoren bleiben einstweilen der medizinischen Praxis treu, die die Neurosen von den Psychosen ferngehalten und an die organischen Nervenleiden angeschlossen hatte. Dieser Auffassung wurde auch an der Salpêtrière gefolgt; sie entsprach einer klinischen Tradition, die bereits englische und schottische Ärzte Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt hatten (vgl. Mayer, 2002, S. 29f.).

Was nun die hypnoiden Zustände angeht, stimmen sie Freud und Breuer zufolge mit der Hypnose in dem einen Punkt überein, »daß die in ihnen auftauchenden pathologischen Vorstellungen sehr intensiv, aber von dem Assoziativverkehr mit dem übrigen Bewußtseinsinhalt abgesperrt sind« (Freud, 1895d, S. 91). Der naturwissenschaftlich-medizinische Rahmen wird damit noch nicht verlassen, doch bewegt sich die Spaltungsthese auf ein Terrain zu, das mit positivistischen Forschungsmethoden und ihren Begrifflichkeiten kaum noch übereinzustimmt – eine Bewusstseinsspaltung ließe sich schließlich im Unterschied zu einer Läsion im Nervensystem nicht mithilfe eines Mikroskops sichtbar machen. Mit anderen Worten existiert sie lediglich als Ausdruck einer Hypothese von der Gespaltenheit des menschlichen Bewusstseins. Dessen ungeachtet handelt es sich bei dem Wort *Bewusstseinsspaltung* um eine geschickt gewählte

Begriffsmetapher, mittels derer man über den Grenzbereich des Darstellbaren hinausgelangte.

Diese Vorgehensweise hat in der Medizin bekanntlich Tradition, sofern Heilkunst schon in der Antike als eine Lesekunst galt, die ausgehend von äußereren Spuren und Indizien auf den inneren Zustand des Menschen zu schließen versuchte, der mangels geeigneter Untersuchungsmethoden dem unmittelbaren Blick verschlossen blieb. Dabei behalf man sich auch mit sprachlichen Lösungen, was etwa die Geschichte des Hysteriebegriffs – abgeleitet vom griechischen Wort für Gebärmutter – dokumentiert. Medizin war mithin stets eine Hermeneutik zur Erforschung humaner Körpersemiologien, untersuchte sie doch das Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem an der Oberfläche des Körpers. Auch Freud wird im Zuge der Fortentwicklung seiner therapeutischen Methode von einer Oberfläche ausgehen – derjenigen der sprachlichen Mitteilungen seiner Patienten.

Die Epoche der Aufklärung mit ihrer Fokussierung auf die Naturwissenschaften betrieb das Programm einer Vermessung und damit einer Physiologisierung des Körpers. Diese Entwicklung, ausgehend von den Arbeiten Galileis, Newtons und zahlreicher anderer Naturforscher des 16. und 17. Jahrhunderts, etablierte eine Art abendländisches Normalitätsversprechen, wonach sich dem Prinzip nach alles quantifizieren lassen sollte. Das Pramat naturwissenschaftlich exakter Verfahrensweisen erreichte im 19. Jahrhundert einen weiteren Höhepunkt: In der Wiener Moderne, in der sich Freuds Hysterieforschung situiert, inspiriert die Biologie die Künste und beeinflusste die Malerei und Literatur, so wie zuvor Astrologie und Physik die Aufklärung inspiriert hatten (Kandel, 2012, S. 30f.).

Allerdings verlief dieser Wissenstransfer zwischen Kunst und Wissenschaft eher einseitig, forderte etwa die medizinische Forschung im Wien um 1900 ungeachtet der subtilen Evidenzen, wie sie aus literarischen Werken und solchen der darstellenden Künste hervortreten, den bewussten Verzicht auf Spekulation ein und verlangte anstelle die Konzentration auf verifizierbare Daten wie wahrnehmbares Verhalten und lokaldiagnostisch nachweisbare, organische Schädigungen (vgl. Thomé, 1998, S. 472).

Der Naturforscher Freud verhielt sich insofern anachronistisch, als er sich just zu dieser Zeit von der Biologie abwandte, die Arbeit im Labor aufgab und sich aufs Zuhören »als ein vertraulicher Weg zum Wissen« (Gay, 1989, S. 86) verlegte. Während der versierte Umgang mit moderner Labortechnik oder anderen Verfahren in einem präzisen Erfassen eines Objekts bestand, konzentrierte sich Freuds wissenschaftliche Arbeit zunehmend auf das gedankliche Durchdringen des Denkens seiner Patienten anhand dessen, was sie ihm während der Behand-

lungseinheiten mitteilten, um dann in einem weiteren Entwicklungsschritt auch das eigene Denken miteinzubeziehen. Praktisch besehen hat man also die reflektierende Tätigkeit eines wissenschaftlichen Autors vor sich, der sich seine Beobachtungsgabe sowie Feder und Papier erkenntnisbringend zunutze machen wusste.

Hinzutrat jedoch das spezifische Talent Freuds, im Umgang mit der Sprache auf latente Sinnverknüpfungen im Sprechen des Anderen zu kommen. Es ist, als hätte Freud nicht nur ein Sinnesorgan für die Mitteilungen seiner Patienten gehabt, sondern auch für deren assoziierte Denkvorgänge dahinter. Diese Untersuchung möchte daher herausfinden, inwieweit gerade Freuds spezifischer Umgang mit den Mitteilungen seiner Patienten ihm den Ausblick auf erweiterte Zusammenhänge ermöglichte.

Die Frage, wie sich Freuds *Texte* aus inhärenten paradigmatischen Brüchen entwickelten, lässt sich indessen auch in Freuds letztem, in einer neurologischen Sprache verfasstem Text verfolgen. Hiermit ist der semantische Bruch mit der neurowissenschaftlichen Fachterminologie gemeint, wie er sich in Freuds »Entwurf einer Psychologie« (1895) schrittweise vollzieht. Mit dieser Arbeit über die zerebralen *Bahnungen*, die als Teil der Fließ-Korrespondenz entstand, verfolgte Freud das Ziel, eine naturwissenschaftliche Theorie des psychischen Apparats aufzustellen, scheiterte jedoch an den Schwierigkeiten der Darstellbarkeit *qualitativer* Prozesse im Nervensystem. Dem lag nicht zuletzt die *semantische* Einsicht zugrunde, dass das »*Psychische kein Apparat im engeren Sinn sein*« (Riepe, 2014, S. 18f.) kann. Mit anderen Worten werden Begriffe im theoretischen Diskurs zu Metaphern, sobald ihr Fokus die gesteckten Grenzen der Fachdefinition überschreitet.

Freuds »Entwurf« sensibilisiert dafür, dass der Sprachgebrauch auch in der Wissenschaftssprache nicht immer eindeutig bestimmbar ist. Jacques Derrida erschien es daher auch als kein »Zufall, wenn Freud in den entscheidenden Momenten seines Werdegangs auf metaphorische Modelle zurückgreift, die weder der gesprochenen Sprache, den sprachlichen Formen, noch der phonetischen Schrift entlehnt sind, sondern einer Graphie, die nie der Rede unterworfen, ihr äußerlich oder nachträglich ist« (Derrida, 1967, S. 305). Interessant ist, auf welche Weise Freud im »Entwurf« als auch in den Krankengeschichten mit der sprachlichen Verfasstheit eines Forschungsgebiets verfährt, dessen Gegenstände – seelische Phänomene – sich der Logizität der Begriffssprache entziehen. Es ist kein Leichtes herauszufinden, auf welche Weise sich Freud der Sprache, das heißt auch des Metaphorischen bediente. Das Schreiben kann als eine Erkenntnispraxis eingesetzt werden, die Erinnern und Denken zugleich ermöglicht. Wie

Derrida ausführt, sei Freuds Denken dem Medium der Schrift essentiell verhaftet gewesen; hierüber habe es auch zu seinen metaphorischen Modellen gefunden (ebd., S. 316). *Umschriften* und *Niederschriften* gehören bekanntlich zu den frühesten Begrifflichkeiten Freuds,<sup>8</sup> weshalb Rohrwasser (2005, S. 14) sagen kann, dass sich Psychoanalyse ursprünglich aus einer Lesetechnik und einer Kunsttheorie herausentwickelt hat. Auch hier wird von der Sichtweise ausgegangen, dass sich Freuds diskursive Überzeugungskraft gerade seiner Fähigkeit zur Hypothesenbildung anhand von Hintergrundmetaphern, Literaturzitaten sowie der Adaption literarischer Genres, Stile und Formen verdankt. Hätte es zu Freuds Zeit bereits digitale Darstellungen von Stoffwechselprozessen des Gehirns gegeben, seine Krankengeschichten wären vielleicht »in diesem Ausmaß nicht mehr erreicht« (Wegener, 1998, S. 29) worden, und die Entdeckung und Erforschung unbewusster seelischer Vorgänge wäre der Domäne der Schriftsteller verblieben.

Während sich die *Psychologie* nicht erst seit dem Aufkommen des Begriffs zu Beginn des 18. Jahrhunderts um ein Verständnis von Wahrnehmungen, Affekten und Bewusstseinszuständen bemühte, setzte sich seit dem 19. Jahrhundert das Bestreben durch, das Fach auf die Basis einer experimentellen Wissenschaft nach dem Muster der Naturwissenschaften zu stellen (Hehlmann, 1968, S. 447ff.). Ungeachtet dessen bestand Freuds epochenmachender Entdeckergestus, wie zu sehen sein wird, in einer Verschiebung vom Affekt zur Sprache: Der eingeklemmte Affekt wird frei, sobald er sich mit einem Wort verknüpft hat. Nicht unwesentlich ist dabei die Tatsache, dass Freud das Sprechen der Patienten frühzeitig, das heißt schon vor der Begegnung mit Charcot in Paris, eine sexuell konnotierte Richtung verraten hatte. Diese Feststellung ist relevant für die Frage danach, wie Freud das Band des Unbewussten knüpfte, um Psychoanalyse als Behandlungsmethode zu entwickeln, denn schließlich sind auch andere Verfahren zum therapeutischen Umgang mit Affekten in Gebrauch gewesen. Breuer etwa konzentrierte sich in der Behandlung seiner Patientin in der Falldarstellung »Frl. Anna O ...« auf ein Abreagieren der eingeklemmten Affekte und räumte der Patientin damit den für eine psychische Therapie größtmöglichen Freiraum für affektiv geleitete Selbsterfahrungen ein – was ihm bekanntlich zum Verhängnis werden sollte. Freud schränkte sukzessive diesen Freiraum wieder ein, bis am Ende bei unverändertem Ziel (Freud, 1914g, S. 126f.) nichts anderes als »ein Austausch von Worten« (Freud, 1916–17a, S. 9) übrigblieb. Die Reduzierung der Ausdrucksmöglichkeiten, die Psychoanalyse ihren Klienten seither zumutet, intendiert dennoch keine ausschließlich sprachliche Selbsterfahrung.

---

**8** Vgl. Freuds Brief an Fließ vom 06.12.1896 (Freud, 1950, S. 151f.).